

Philippa Leathley



Aus dem Englischen
von Wolfram Ströle

dtv



Deutsche Erstausgabe

Copyright © 2025 Philippa Leathley

Published by Arrangement with Philippa Leathley

Titel der englischen Originalausgabe: ›Inkbound. Meticulous Jones
and the Skull Tattoo‹, 2025 erschienen bei HarperCollins Children's Books,
einem Imprint von HarperCollins Publishers Ltd, London

© für die deutschsprachige Ausgabe:

2025 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG

Tumblingerstraße 21, 80337 München

produktsicherheit@dtv.de

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist nur
mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: dtv unter Verwendung einer Illustration
von Brie Schmida (© Brie Schmida 2025)

© der Karte: 2025 Nicolette Caven

Vignetten Innenteil: dtv unter Verwendung von Motiven
von Timo Grubing; Brie Schmida; tartila/Freeplik; pikisuperstar/Freeplik
Gesetzt aus der Garamond

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-76569-5

*Für meine großartige Mutter
und meine wunderbaren Patentöchter Iris und Nancy*



DARKWELL

Mit ihrer Fahrkarte stimmte was nicht. Zum hundertsten Mal betrachtete Metty sie prüfend, eingehüllt in das Rattern des Zuges, der sich durch die Tunnel des Londoner U-Bahn-Netzes schlängelte. Sie musste die Augen zusammenkneifen, um das oberste Wort lesen zu können.

Darkwell, stand da in einem bedrohlich schimmernden Violett.

Dabei gab es diese Station gar nicht!

Stirnrunzelnd drehte Metty die Fahrkarte um und untersuchte ihre Rückseite. Das Kleingedruckte war schwer zu lesen, aber an der Sache änderte das sowieso nichts. Stundenlang hatte sie über Plänen der U-Bahn gesessen und mit dem Finger die vielen bunten Linien nachgezogen. Sie kannte alle Stationen auswendig, aber eine namens Darkwell war nicht darunter.

Und jetzt näherte der Zug sich in rasendem Tempo dem Ende der Linie. Nur noch wenige Stationen waren übrig.

Metty zuckte zusammen, als ihr Vater, der Captain, ein ohrenbetäubendes Schnarchen ertönen ließ, was ihm missbilligende Blicke von den anderen Fahrgästen einbrachte. Verstohlen sah sie ihn von der Seite an. Er lehnte mit verschränkten Armen am Fenster, den Hut mit der schmalen Krempe über die Augen gezogen, und schlief tief und fest.

Jeder musste glauben, er hätte tagelang nicht geschlafen, dabei wirkte er in Wahrheit immer so müde. Ihre Haushälterin behauptete, er hätte zu viele Jahre bei der Marine verbracht, wo ihn das ständige Auf und Ab des Meeres in den Schlaf gewiegt hätte. Deshalb käme er mit dem Leben an Land nicht mehr zurecht.

Metty wollte ihn schon anstupsen, da begann der Lautsprecher über ihrem Kopf zu knistern. *»Nächste Station: Aldgate. Dieser Zug endet dort. Bitte nehmen Sie beim Aussteigen Ihr Gepäck mit.«*

»Captain«, flüsterte sie und gab ihrem Vater einen Stoß in die Seite. »Captain, aufwachen!«

Er erwachte mit einem Schnauben und fuhr so heftig hoch, dass ihm fast der Hut vom Kopf fiel. Der Blick seiner vor Müdigkeit aufgequollenen Augen wanderte durch das Abteil und landete auf Metty neben ihm. »Was ist? Sind wir schon da?«

»Wir sind in Aldgate«, erwiderte sie, während der Zug ruckelnd im Bahnhof einfuhr, und zog genervt die Augenbrauen hoch. »Das ist die Endstation.«

»Nicht für uns.« Der Captain gähnte und lehnte sich wieder ans Fenster.

»Aber die Stimme im Lautsprecher hat gesagt ... Sieh mal, alle steigen aus.«

»Lass sie machen. Sie fahren nicht dahin, wo wir hinfahren.«

»Du meinst nach Darkwell?«, fragte Metty zweifelnd.

»Genau.«

»Aber diese Station gibt es gar nicht.«

»Woher willst du das wissen?« Der Captain sah sie fragend an.

»Weil ich sie nicht kenne und sie auch auf keinem Plan steht.«

Ein Lächeln zog über das Gesicht ihres Vaters, er richtete sich wieder auf und beugte sich vor, die Ellbogen auf die Schenkel gestützt. »Es ist doch so, dass die meisten interessanten Orte nicht auf Karten stehen, Schatz. Ich merke schon, das lässt dir keine Ruhe.« Er lachte leise und fasste sie sanft unter dem Kinn. »Jetzt halte dich fest. Aber richtig gut.«

»Warum?«, fragte sie ein wenig nervös.

»Weil ich glaube, dass es gleich losgeht.«

Metty konnte gerade noch die Stange packen, die vor ihr vom Boden zur Decke reichte, da kam von draußen ein metallisches Kreischen, gefolgt von einem Rumpeln, das den ganzen Zug erzittern ließ. Es klang, als würde jemand die Gleise vor ihnen aufreißen. Metty begann zu zittern, zog die Schultern zu den Ohren hoch und wünschte sich sehnlichst, der Lärm möge enden.

Endlich verging das Rumpeln und sie drehte vorsichtig den Kopf zur Seite und blickte durchs Fenster. Sie sah nur den Bahnsteig und eine Treppe, die zur Straße hinaufführte. Alle anderen Fahrgäste waren verschwunden, nur noch sie und der Captain saßen im Zug.

Wieder knisterte der Lautsprecher über ihrem Kopf. »*Nächste Station: Darkwell.*«

Ihr Vater zog eine Grimasse, als müsse er sich gegen etwas Unangenehmes wappnen. »Bei dem, was jetzt kommt, wird mir immer speiübel«, sagte er. Auf Mettys entsetzten Blick hin fügte er hinzu: »Keine Sorge – ich passe auf, dass ich dich nicht treffe.«

»Aber was wird denn –«

Die Frage blieb ihr im Hals stecken, als der Zug mit einem Ruck anfuhr. Plötzlich kippten sie nach vorn wie eine Achterbahn auf dem höchsten Punkt des Gleises, die gleich senkrecht

in einen Abgrund hinunterstürzen wird. Mit lautem Klacken drehten die Räder des Zuges sich immer schneller und nahmen Fahrt auf.

Und dann, noch bevor Metty schreien konnte, tauchten sie in einen pechschwarzen Tunnel ein, der sich vor ihnen geöffnet haben musste.

Das Blut dröhnte Metty in den Ohren und Schwindel erfasste sie. Die Wagenbeleuchtung erlosch flackernd und die Schwärze des abwärts führenden Tunnels umschloss sie so undurchdringlich und klebrig wie ein Meer aus Teer. Sie hatte das Gefühl, als sei in ihr alles zu Suppe geworden, die hin und her schwappte, während der Zug durch eine endlose Nacht fiel.

Endlich kamen sie mit kreischenden Bremsen neben einem neuen Bahnsteig zum Stehen.

Mit einem flauen Gefühl im Magen blickte Metty auf ihre Hände. Sie umklammerten die Stange so fest, dass die Knöchel kreideweiß hervortraten. Der Captain drückte Metty mit einem Arm auf Höhe ihrer Brust in den Sitz. Im Trubel der Abwärtsfahrt hatte sie gar nicht gemerkt, wie er ihn ausgestreckt hatte.

»Darkwell«, verkündete die Lautsprecherstimme gelangweilt. »Dieser Zug endet hier. Bitte nehmen Sie beim Aussteigen Ihr Gepäck mit.«

»So«, meinte der Captain und stand schwankend auf. Sein normalerweise gerötetes Gesicht war jetzt von einer kränklichen Blässe überzogen. »War doch gar nicht so schlimm, oder?«

Metty warf ihm einen eisigen Blick zu und schwieg.

Sie hielt sich am Ärmel seines Mantels fest, folgte ihm aus dem Zug nach draußen auf den Bahnhof Darkwell und sah sich um. Sie standen in einer Art Höhle. Die Decke bestand aus einer schwarzen Felsplatte, aufgehellte durch Reihen glitzernder

Eiszapfen. Darunter führte eine kurze, von den unterschiedlichsten Häusern gesäumte Straße vom Bahnhof weg.

Metty zählte insgesamt zwanzig Gebäude: große, neugotische Reihenhäuser, sonderbare Läden, merkwürdige kleine Cafés und ein Theater mit einem blinkenden Schild. Das Ganze wirkte irgendwie altmodisch, als wären sie in einer Straße aus den 1920er Jahren gelandet. Bis Halloween war es nur noch eine Woche und die Bewohner von Darkwell hatten bereits entsprechend geschmückt: Vor den Häusern standen Kürbisse mit grinsenden Gesichtern, über den Laternenpfosten hingen Spinnweben und riesige Gummispinnen, die offenbar verzaubert waren und mit ihren dünnen Beinen zuckten. Metty bekam ganz große Augen, als sie den magischen grünen Nebel bemerkte, der durch die Höhle waberte. Er sammelte sich um die Häuser und erzeugte eine herrlich schaurige Stimmung.

»Sind wir hier noch tiefer als die U-Bahn?«, fragte sie den Captain mit ehrfürchtiger Stimme.

»Wir sind unter dem alten London«, sagte ihr Vater. »Und zwar ziemlich weit darunter.«

»Aber warum ist dieser Ort so versteckt? Kennen ihn die anderen auch?«

»Ja, viele Menschen kennen ihn. Bloß runterzukommen ist extrem aufwendig – die Fahrkarten sind sehr schwer zu kriegen und furchtbar teuer. Darkwell ist, nun ja ... ziemlich exklusiv.«

»Illegal, meinst du?«, sagte Metty mit einer Mischung aus Beklommenheit und Faszination.

Ihr Vater war ja eigentlich ein durch und durch seriöser Mensch. Es überraschte sie, dass er sie an einen so zwielichtigen und so offensichtlich magischen Ort gebracht hatte. Die Magie unterlag in England seit einigen Jahrzehnten einer strengen Kontrolle. Natürlich gab es einige wenige Ausnahmen – für

harmlose Dinge wie die Verwendung von Zaubern, um ein gebrochenes Bein zu heilen, an lästigen Baustellen vorbeizukommen oder mit jemandem per Spiegel zu kommunizieren –, aber die meisten magischen Handlungen waren gesetzlich verboten. Laut dem Captain waren die Straßen von Old London nicht immer so kahl und farblos gewesen, ohne jede verschönernde Magie, aber sie sahen so aus wie jetzt, seit Metty sich erinnern konnte.

»Illegal ist nicht ganz das richtige Wort.« Ihr Vater ging auf das größte und prächtigste Haus ganz am Ende der Straße zu. »Darkwell hat nur so einen gewissen Ruf, wie die meisten magischen Orte, die noch von früher übrig sind. Sieh mich nicht so schockiert an, Metty. Du weißt doch, dass ich dich nicht ohne guten Grund hierherbringen würde. Da sind wir ja schon ...«

Sie blieben vor dem Haus stehen und der Captain betätigte die Klingel. Einen Moment später öffnete ihnen ein älterer Herr, offensichtlich ein Butler. Auf seinem Handrücken war direkt unterhalb der Fingerknöchel ein silberner Schlüssel eintätowiert. Metty starrte ihn fasziniert an und versuchte sich zu erinnern, was ein solches Tattoo bedeutete. Ihre Finger wanderten mechanisch zu ihrer Jackentasche und dem kleinen Büchlein, das darin steckte.

»Guten Tag«, sagte ihr Vater mit munterer, dröhnender Stimme und zog seinen Hut. Metty zuckte ein wenig zusammen und ließ die Hand wieder fallen.

»Guten Tag, Sir«, antwortete der Butler zurückhaltend. »Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Wir kommen, um die berühmte Prophetin zu sprechen.«

»Aha. Und Madame LeBeau erwartet Sie?«

»Das hoffe ich doch. Ich habe den Termin vergangene Wo-

che ausgemacht und dafür eine halsabschneiderische Summe gezahlt.« Der Captain machte eine Pause und sah mit einem stolzen Lächeln auf Metty hinunter, die in seinem Blick allerdings auch einen Anflug von Unsicherheit bemerkte. »Heute ist für uns ein besonderer Tag. Meine Tochter hat Geburtstag, verstehen Sie.«

»So«, sagte der Alte mit einem neugierigen Blick auf Metty. »Dann kommen Sie doch lieber herein.«

Sie folgten ihm in einen Flur mit einem schwarzen Kronleuchter und einem glänzenden Parkettboden. Gerahmte Plakate, wie man sie in Theatern zur Ankündigung der nächsten Vorstellungen findet, schmückten die Wände. Eines stach Metty besonders ins Auge: Abgebildet war eine Dame im paillettenbesetzten Kleid, die in ihren langen, dunklen Fingern eine Kristallkugel hielt. Darüber prangten die Worte:

Madame Fayola LeBeau

Gefeiertes, weltberühmtes Medium und Prophetin.

Erleben Sie das außergewöhnliche Orakel

NUR EINE WOCHE LANG

im

Shadow-Trove-Theater

Einlass um 20 Uhr

Feste Eintrittspreise. Keine Erstattung.

Befriedigendes Schicksal nicht garantiert.

»Wollen wir wirklich zu der?«, flüsterte Metty. »Sie sieht angsteinflößend aus.«

Der Captain lachte leise. »Sag jetzt nicht, du kriegst kalte Füße.«

»Krieg ich nicht!«

Metty wollte schon seit einer gefühlten Ewigkeit eine Prophetin besuchen und hatte ihren zehnten Geburtstag ungeduldig herbeigesehnt. Jetzt, wo der Tag endlich gekommen war, würde sie keinen Rückzieher machen.

Ihr Vater sah sie mitfühlend an. »Es ist ganz normal, wenn einem vor seiner Schicksalsbestimmung ein wenig mulmig ist. Das geht allen –«

Metty stöhnte genervt. »Ich habe keine Angst.«

Der Butler führte sie zur ersten Tür des Flurs. »Bitte nehmen Sie Platz, während ich die Dame über Ihr Eintreffen informiere«, sagte er mit einer einladenden Handbewegung.

Der Captain hielt Metty die Tür auf und sie betraten einen Salon mit altmodischen Möbeln und schweren Vorhängen. In der Mitte des Zimmers standen zwei lange Sofas und ein Couchtisch mit einem Stapel von Magazinen und Zeitungen.

Metty wollte sich gerade setzen, da lenkte sie etwas ab: goldschimmernde Lichtfäden, die wie Honig an den Wänden hinuntertropften. Stirnrunzelnd blickte sie auf und ein erschrockener Laut entfuhr ihr.

An der Decke hoch über ihr schwebten Hunderte von Quallen. Einige waren winzig klein, andere so groß wie Wassermelonen, und sie alle erhellten mit ihren Körpern den ansonsten dunklen Raum. Metty war wie gebannt und konnte den Blick nicht abwenden. Die Quallen waren ganz offensichtlich an die Decke gemalt, bewegten sich aber trotzdem, als seien sie lebendig. Sie schwebten wie in Wasser und ihre Tentakel und schwammigen Schirme kräuselten sich unter der Berührung unsichtbarer Wellen.

Der Butler räusperte sich hinter ihr. »Schön, nicht wahr? Meine Herrin hat ein gutes Auge für magische Dekorationen.« Er betrachtete die Quallen mit einem versonnenen Lächeln.

Metty hatte gar nicht gehört, wie er hinter sie getreten war. »Ich vermute mal, du wirst heute zehn Jahre alt, Kind?«

»Ähm, ja«, sagte sie und riss den Blick von der Decke los.

»Und deshalb kommst du Madame LeBeau besuchen?«

Metty schluckte und nickte dann entschlossen. »Ich will mein Schicksal erfahren.«



DAS SCHIFF UND DIE ROSE

Metty wollte ihr Schicksal erfahren, seit sie denken konnte. Seit Jahren malte sie sich in Tagträumen aus, welche Gestalt es wohl haben würde. Vielleicht die eines Singvogels, der voraussagte, dass sie eine berühmte Sängerin werden würde. Vielleicht war es auch ein Fernrohr, das bedeutete, dass sie auf Entdeckungsreisen gehen würde, oder sogar etwas so Ungewöhnliches, dass sie es sich gar nicht vorstellen konnte.

Sie war immer eifersüchtig gewesen, wenn ein Kind aus der Schule zehn wurde und am Tag darauf mit einem magischen Tattoo auf der Hand ankam. In der Mittagspause waren die Schicksaltattoo-Kinder dann damit beschäftigt, ihre Symbole zu vergleichen und herauszufinden, was sie wohl bedeuteten. Bei Tattoos von Fußbällen oder Ballettschuhen war das noch einigermaßen einfach, aber ein Junge in ihrer Klasse hatte einen Löwen und der konnte alles Mögliche bedeuten: Stärke, Mut oder sogar, dass er einmal eine dicke Haarmähne haben würde. Zumindest laut dem »Lexikon der Schicksale«, das Mettys Tante ihr zum Geburtstag geschenkt hatte.

»Ich bin Captain Moral Jones«, sagte ihr Vater zu dem Butler, der ihre Namen in einem Besucherbuch notierte. »Und diese reizende, makellos gekleidete junge Dame ist meine Toch-

ter, Miss Meticulous Jones. Geschrieben mit einem t, nicht zu vergessen das zweite u.«

»Moral und Meticulous, *der Sittsame* und *die Pingelige*. Wie ungewöhnlich«, bemerkte der Alte und konnte ein Schmunzeln nicht unterdrücken.

»Ja, in meiner Familie gibt es geradezu einen Wettbewerb darum, wer den albernsten Namen hat. Ich schätze mal, mein Bruder Monotonous, was so viel wie *der Eintönige* bedeutet, hat ihn gewonnen.«

»Oder Großonkel Maniacal, also *der Wahnsinnige*«, schlug Metty vor.

»Ja, aber der lebt nicht mehr, Schatz.«

»Und?«

»Wer tot ist, ist aus dem Rennen.«

Der Butler seufzte bekümmert. »Das ist gewiss so«, sagte er, riss sich dann aber zusammen.

Mettys Blick wanderte zu einer der auf dem Tischchen ganz obenauf liegenden Zeitungen.

Die 80. magische Stadt der Welt: In zwei Wochen geht Neu-Kairo an den Start, lautete die Schlagzeile auf der Titelseite. Darunter waren einige ägyptische Geschäftsleute abgebildet, die vor dem Modell einer Stadt standen.

»Neu-Kairo?«, fragte Metty und sah ihren Vater an.

»Noch eine Neue Hauptstadt. Bei dieser Geschwindigkeit gibt es die Dinger bald zu Hunderten, eine für jedes Land.«

»Ich glaube, China hat schon drei«, bemerkte der Butler.

»Warum bauen sie immer noch mehr, wenn es schon so viele gibt?«, fragte Metty.

Sie hörte schon ihr ganzes Leben lang Geschichten über die sogenannten Neuen Hauptstädte – über den ganzen Erdball verbreitete futuristische Städte –, hatte aber noch nie eine be-

sucht. Zumindest konnte sie sich nicht daran erinnern. Angeblich waren diese Städte die einzigen Orte auf der Welt, an denen die Magie vollkommen legal war und wo auf jeder Straße irgendwelche Zauber glitzerten und alles möglich schien.

»Wahrscheinlich, um anzugeben«, sagte der Captain. »Ich frage mich, wo sie diese neue Stadt bauen wollen. Vermutlich nicht weit von Ägypten entfernt. Man will sie meist in der Nähe von zu Hause haben.«

»Über dem Roten Meer, wie es aussieht«, sagte der Butler und steckte seinen Füller ein. Er klappte das Besucherbuch zu und lächelte Metty freundlich an. »Jetzt, wo das erledigt ist, könnten Sie eigentlich schon mal nach oben gehen. Vor dem Séance-Zimmer wartet bereits ein junger Mann. Wahrscheinlich wird Madame LeBeau euch zusammen empfangen.«

»Wir warten noch ein wenig hier, wenn es recht ist«, sagte der Captain und warf einen Blick auf die Uhr. Er wirkte angespannt, geradezu als hätte er Verstopfung. Mettys Vater war sonst nicht leicht aus der Ruhe zu bringen, aber sie kannte diesen Blick und wusste, was ihn verursachte. Oder eher gesagt *wer*. »Wir warten noch auf meine Ex-Frau. Sie verspätet sich gern, aber ich hoffe, dass sie demnächst eintrifft.«



Das Warten auf den nächsten Zug dauerte gefühlt Jahre und Metty wurde vor Langeweile und Sorge um die Zeit schon bald ganz unruhig. Wenn ihre Mutter zu spät kam, würde die Prophetin sie womöglich gar nicht mehr empfangen, und wenn Metty den Termin verpasste, war's das. Schicksalsbestimmungen fanden nur am zehnten Geburtstag der betreffenden Person statt, eine zweite Gelegenheit gab es nicht.

»Entspann dich«, sagte der Captain und tätschelte ihr die Schulter. »Sie wird kommen.«

Metty brummte skeptisch. Sie stellte sich auf ein Sofa und schritt schwankend darauf entlang. Einige Quallen an der Decke glitten an den Wänden hinunter, um Metty besser sehen zu können. Eine besonders kleine mit zitternden Tentakeln schwebte direkt vor ihr Gesicht.

»Hallo«, sagte Metty und streckte die Hand aus. Die Qualle wich zurück. »Alles gut – hab keine Angst.«

Sie fuhr mit dem Finger über den aufgeblähten Schirm und zuckte zurück, als es blitzte und ein Schlag ihren Finger traf.

»Hör auf, die Lichter zu drangsalieren«, sagte der Captain und zog sie an ihrer Jacke zurück.

»Ich spiele doch nur mit ihnen.« Metty ließ sich auf das Sofa fallen und pustete auf ihren brennenden Finger. Dann sah sie ihren Vater mit einem verschmitzten Grinsen an. »Du wolltest doch, dass ich mehr Freunde finde.«

»Lustigerweise habe ich dabei nicht an gefährliche Beleuchtungskörper gedacht.«

Ruhelos holte Metty das Buch aus der Tasche, das ihre Tante an diesem Morgen geschickt hatte.

Das offizielle Lexikon der Schicksale

500 häufige Schicksale und ihre Bedeutungen

49. Auflage

Sie fuhr mit dem Daumen den roten Buchrücken entlang. In der Vorbemerkung des Herausgebers auf der ersten Seite stand, nur fünf Prozent der Menschen hätten ein seltenes Schicksal. Die meisten bekamen die üblichen Tattoos: einen Schraubenschlüssel für ein Kind, das später einmal Mechaniker oder

Mechanikerin wurde, oder ein Stethoskop für künftige Ärzte. Metty hoffte, dass sie kein Allerweltstattoo bekam.

Sie blätterte durch das Lexikon und suchte nach einem Schlüssel. Verstohlen blickte sie auf den Butler, der nach der Zeitung mit Neu-Kairo auf der Titelseite gegriffen hatte und sie in einer Ecke las.

»Weißt du, was für ein Schicksal ein Schlüssel bedeutet?«, fragte sie ihren Vater flüsternd.

»Pst!«

»Ich kann es dir sagen. Es steht hier.«

»Metty, sei nicht unhöflich«, murmelte der Captain.

Metty verdrehte die Augen. Erwachsene waren so verklemmt, wenn es um Schicksale ging. Sie verstand nicht, warum es unhöflich sein sollte, darüber zu reden.

»Schlüssel haben mit Schlossern oder Hausmeistern zu tun oder mit Menschen, die viele Geheimnisse haben.« Sie musterte den Butler mit zusammengekniffenen Augen. »Der hat wahrscheinlich viele, meinst du nicht auch?«

Der Captain sah sie streng und zugleich belustigt an. »Ich nehme dir gleich das Buch weg und verstecke es.«

»Nein, tust du nicht.«

Metty stopfte das Lexikon schnell wieder in ihre Tasche. Im selben Moment ließ ein mächtiges Rumpeln die Wände erzittern. Die Quallen scharten sich erschrocken zusammen und bildeten an der Decke gleißend helle Lichtbänder. Metty sprang vom Sofa auf und blickte durch das Fenster.

Eine U-Bahn kam wie eine Kugel durch ein Loch oben in der Höhle gesaust und blieb am Bahnsteig draußen stehen. Im nächsten Augenblick ging die Tür eines Waggons auf und eine einzelne Passagierin stieg aus: Mettys Mutter. Sie blieb kurz stehen, fuhr sich mit der Hand durch die gestylten braunen

Haare und ging langsam und hoheitsvoll auf das Haus von Madame LeBeau zu.

Daphne Wollf war eine jener atemberaubenden Schönheiten, die mit ihrer Haut wie Sternenlicht und Augen, die meerblau unter modellierten Augenbrauen funkelten, auf die Kinoleinwand gehörten. Ihr Lippenstift passte wie immer perfekt zum Kirschrot ihres Kleides.

»Na endlich.« Der Captain tat einen Seufzer und stand auf.

Das Scheppern der Türklingel drang durch den Flur und der Butler ging, um zu öffnen.

»Keine Panik, ich bin da!«, sagte Daphne, als sie wenige Augenblicke später ins Zimmer rauschte. Sie ging zuerst zum Captain und drückte ihm einen Kuss auf die Nase, der einen roten Fleck hinterließ. »Entschuldige die Verspätung. Ich hatte eine so lange Reise.«

Dann wandte sie sich Metty zu, küsste sie auf beide Wangen und rieb den Lippenstiftabdruck mit dem Daumen weg. »Ich war doch ganz weit weg in Rom. Also *Neu-Rom*. Ich musste per Blitz kommen, was meine Frisur ruiniert hat – dabei hatte ich so lange gebraucht, um sie perfekt hinzubekommen! Und Mann, ist es hier kalt! Ich habe gar nicht an einen Mantel gedacht.«

»Nett von dir, dass du überhaupt auftauchst«, brummte der Captain.

Daphne schenkte ihm keine Beachtung. Sie blickte strahlend auf Metty hinunter, fasste sie am Kinn, hob ihr Gesicht an und betrachtete es eingehend. Metty schloss daraus, dass sie sich seit vorletztem Weihnachten offenbar stark verändert hatte.

»Du meine Güte, kann das mein kleines Mädchen sein, das jetzt so erwachsen aussieht? Alles Gute zum Geburtstag, mein Schatz. Hast du die Geschenke alle bekommen, die ich dir ge-

schickt habe? Natürlich. Du trägst ja schon die Schuhe, die ich in Neu-Paris gekauft habe. Sind sie nicht fantastisch?»

Die weißen Schuhe waren eine Nummer zu klein und Metty hatte davon schon Blasen an den Zehen, aber sie hatte sie trotzdem angezogen. Sie wollte nicht unhöflich sein.

»Also eigentlich ... Ich trage sie wahnsinnig gern«, log sie.

Die Miene ihrer Mutter hellte sich auf wie bei einem Kind, dem man eine Dose mit Bonbons schenkt.

»Ach, wirklich? Das macht mich ja so –«

»Hör zu, Daph«, sagte der Captain ein wenig steif. »So schön es ist, dich zu sehen, wir sind spät dran und sollten uns vielleicht lieber nach der Schicksalsbestimmung unterhalten.«

Daphne sah ihn mit einem koketten Lächeln an. »Ach, Moral, tu nicht so, als hättest du mich nicht vermisst.«

»Dürfte ich Ihren Namen erfahren, gnädige Frau?«, sagte der Butler und schraubte seinen Füller auf.

»Natürlich, ich bin Daphne Wollf. Wollf mit zwei l.«

Metty räusperte sich, während der Alte den Namen ihrer Mutter notierte. Sie wurde allmählich richtig nervös. Wenn sie nun ein ganz langweiliges Schicksal bekam, so was in der Art wie Bankerin? Wenn aus ihr ein Feigling oder Dummkopf wurde oder – noch schlimmer! – wenn sie durch einen furchtbaren Unfall ums Leben kam? Der Captain hatte zwar gemeint, es gäbe keine Tattoos, die einen schrecklichen Tod voraussagten, aber Metty war sich da nicht so sicher.

Sie betrachtete das Schicksalstattoo auf dem Handrücken ihrer Mutter: eine rote Rose mit dornigem Stiel. Metty hatte es schon oft gesehen, sich aber bisher nie darüber Gedanken gemacht. Sie glaubte nicht, dass sie mit Daphne je über Schicksale gesprochen hatte. Ihre Mutter war so oft verreist, dass sie überhaupt nie viel miteinander gesprochen hatten.

So unauffällig wie möglich holte sie ihr Lexikon wieder heraus. Sie fand keinen Eintrag speziell für Rosen, was bedeutete, dass es kein häufiges Tattoo war. Aber es gab:

BLUMEN: stehen für Floristik, zu viele Ehen oder tödlichen Heuschnupfen

Metty hob verwirrt den Kopf. Ihre Mutter war keine Floristin – tatsächlich hatte sie, soweit Metty wusste, noch keinen einzigen Tag in ihrem Leben gearbeitet. Sie war nur einmal verheiratet gewesen, nämlich mit dem Captain, und sie hatte nach Mettys Wissen noch nicht mal einen leichten Heuschnupfen gehabt, von einem tödlichen ganz zu schweigen. Metty klappte das Buch zu und sah ihre Mutter stirnrunzelnd an.

»Äh, Daphne?«

»Ja, Schatz?«

»Ich habe mich eben gefragt: Weißt du, was dein Tattoo bedeutet?«

Daphne lächelte erfreut. »*Mein* Tattoo? Also ganz klar war das nie. Jedenfalls habe ich kein gewöhnliches, langweiliges Schicksal.«

»Wie ich, meinst du?«, sagte der Captain und hob die rechte Hand. Dort war ein Schiff mit einem stolz geblähten Segel intätowiert.

»Es passt zu dir, mein Lieber«, sagte Daphne.

»Ja? Langweilig und gewöhnlich? Vielen Dank auch.«

Daphnes Lächeln wurde verlegen und sie hielt Metty ihre Hand hin, damit Metty das Tattoo genauer betrachten konnte. »Meine Mutter meinte immer, eine Rose bedeute, ich würde zu einer großen Schönheit erblühen. Sie war natürlich ein wenig voreingenommen, aber –«

»Sie lag wohl auch nicht völlig daneben«, murmelte der Captain widerstrebend.

»Ich bin so gespannt, was ich bekomme«, sagte Metty. Sie zuckte unwillkürlich zusammen. »Tut es ... weh? Also, ein Schicksal zu bekommen, meine ich.«

»Kein bisschen«, sagte ihr Vater.

»Ganz furchtbar«, sagte ihre Mutter gleichzeitig und verdrehte auf den finsternen Blick des Captains hin die Augen. »Es bringt doch nichts, sie anzulügen – nicht, wenn sie es gleich selbst herausfinden wird. Sieh mal, Metty-Schatz, in Wahrheit tut es höllisch weh. Aber es dauert nur eine Minute, wie Ohrlöcher stechen.«

Metty hatte sich noch keine Ohrlöcher stechen lassen, deshalb war das kein großer Trost.

Der Captain drückte ihre Schulter. »Hör zu, Metty, du musst das nicht machen. Nicht, wenn du dich nicht bereit fühlst.«

Metty zuckte kaum merklich die Achseln, bemüht, der Angst nicht nachzugeben. »Aber wenn ich mein Schicksal nicht heute bestimmen lasse, habe ich keinen Versuch mehr, oder? Es ist jetzt oder nie.«

»Gutes Argument«, sagte Daphne und warf ihrerseits dem Captain einen finsternen Blick zu. »Und einige von uns haben extra deshalb eine wahnsinnig weite Reise auf sich genommen. Es ist doch auch spannend! Ich wette, wir finden heraus, dass du irgendwas ganz Tolles wirst, zum Beispiel eine berühmte Schauspielerin.«

»Sind wir bereit, Miss Jones?«, fragte der Butler.

»Also gut.« Der Captain seufzte. »Bringen wir es hinter uns.«

»Tut mir leid, Sir, aber Sie beide müssen hier unten warten. Madame LeBeau empfängt Kinder gern ohne Begleitung.«

In Mettys Bauch wurde es ganz kalt, so als hätte sie gerade einen Eiswürfel verschluckt.

»Sie meinen, ich muss da allein hin?«

»Blödsinn«, sagte Daphne und lächelte den Butler mit ihrem charmantesten Lächeln an. »Fayola ist eine besondere Freundin von mir. Nur aus diesem Grund haben wir uns entschieden, hierher zu kommen. Sie hat ganz sicher nichts dagegen, wenn ich einfach mitkomme.«

»Untersteh dich!«, sagte der Captain. »Ich warte nicht hier unten, während du –«

»Es tut mir sehr leid«, fiel der Butler ihm ins Wort, »aber Ihre Tochter muss allein gehen. Es ist so üblich. Kommen Sie, Miss Jones. Sie brauchen sich ganz bestimmt keine Sorgen zu machen.«

Metty folgte dem Alten nach draußen in den Flur. In ihrem Bauch zwickte und zwackte es, als sei darin ein ganzer Schwarm Spatzen versammelt. Der Butler brachte sie zu einer Treppe, die so lang war, dass ihr oberes Ende sich im Dunkeln verlor.

»Steigen Sie einfach rauf«, sagte er.

Sie blieb stehen und warf ihren Eltern einen letzten Blick zu. Daphne strahlte sie ermutigend an, der Captain machte ein besorgtes Gesicht.

Metty holte tief Luft. Dann umklammerte sie mit ihrer zitternden Hand das Geländer und begann hinaufzusteigen.



TINTE UND BLUT

Metty schwitzte, als sie oben ankam, was aber auch an ihrer Aufregung liegen konnte. In ihrem ganzen Leben hatte sie sich noch nie so schlecht gefühlt.

Der Besuch bei Madame LeBeau war Daphnes Idee gewesen. Die meisten Kinder gingen zu einer staatlich finanzierten freien Prophetin aus einer der Neuen Hauptstädte. Doch einige Eltern bezahlten dafür, ihre Kinder zu jemandem wie Madame LeBeau zu schicken, einer Person mit besonders viel Erfahrung und Talent, die ihr Schicksal beeinflussen und dafür sorgen konnte, dass sie etwas Besonderes bekamen.

Eigentlich war Metty sich gar nicht sicher, ob sie eine solche Vorzugsbehandlung wollte. Sie wusste, dass ihr Vater es auch nicht wollte, und war überrascht gewesen, als er doch zugestimmt hatte. Vielleicht hatte der Captain sich gesorgt, sie könnte ein langweiliges oder peinliches Tattoo bekommen, und deshalb zusammen mit Daphne für Madame LeBeau bezahlt. Die Vorstellung, ihn zu enttäuschen, steigerte Mettys Nervosität noch.

Der Kragen ihres Kleides klebte an ihrem Nacken, als sie den Flur im oberen Stockwerk entlangging. An dessen Ende war eine orange gestrichene Tür. Vielleicht bildete sie es sich

nur ein, aber das Holz schien einen würzigen Duft nach Lebkuchen und Nelken zu verströmen.

Davor wartete – genau wie der Butler gesagt hatte – ein Junge mit akkurat gescheitelten schwarzen Haaren. Er lehnte an der Wand, die Hände in den Hosentaschen. Der schicke marineblaue Blazer, den er trug, passte gut zu seiner dunkelbraunen Haut. Mit einem erschrockenen Blick drehte er sich zu Metty um.

»Hi«, sagte er und hob die Hand.

»Hi«, sagte Metty verlegen.

Sie blieb vor der knallorangefarbenen Tür stehen. Der Junge betrachtete sie mit einer so ungenierten Neugierde, dass sie ihm gern gesagt hätte, er solle aufhören, sie so anzustarren.

»Du bist auch wegen der Prophetin hier?«, fragte er schließlich.

»Genau. Um mein Schicksal zu erfahren.«

»Ich auch. Kommt mir vor, als stünde ich schon eine Ewigkeit hier. Ich habe geklopft, aber niemand hat geantwortet. Es klang eher so, als sei da gar keiner drin.«

»Hast du nachgesehen?«, fragte Metty.

»Natürlich nicht.«

»Vielleicht sollten wir das.«

»Kannst du ja, wenn du willst.« Der Junge lächelte spöttisch. »Ich gehe da jedenfalls erst rein, wenn ich dazu aufgefordert werde.«

Metty erwiderte seinen Blick verächtlich. »Okay, dann mach ich das.«

Sie griff nach dem Türkopf, ohne den ängstlichen Schauer zu beachten, der ihr über den Rücken lief.

Der Junge piff und lehnte sich wieder an die Wand. »Deine Entscheidung.«

Die Tür war nicht abgesperrt. Metty war fast schon ent-

täuscht. Sie schluckte, drehte den Knopf und drückte die Tür lautlos auf.

Der Raum dahinter war schummrig und hatte eine kleine Bühne am anderen Ende, halb versteckt hinter einem violetten Vorhang. Fenster gab es keine, dafür umso mehr Schatten. Metty konnte Silhouetten von Stühlen vor der Bühne ausmachen. Sie roch etwas Scharfes und rümpfte die Nase. Der Geruch erinnerte sie an das Gewürzregal bei sich zu Hause.

»Hallo?«, rief sie leise und machte einen kleinen Schritt durch die Tür. »Ähm ... Madame LeBeau?«

Niemand antwortete. Von der Dame keine Spur, nur drückende Stille.

Sie ging weiter in das Séance-Zimmer hinein und betrachtete den Bühnenvorhang. Sie konnte nur spekulieren, was für Geheimnisse sich dahinter verbargen.

»Du kannst genauso gut reinkommen«, sagte sie zu dem Jungen draußen und riss den Blick von der Bühne los. »Du hattest recht. Es ist niemand da.«

»Du traust dich ja was«, sagte der Junge. Er blieb mit verschränkten Armen in der Tür stehen. Das Zimmer zu betreten und zu Metty zu gehen, schien ihm immer noch zu riskant.

Metty zuckte mit den Schultern. Es hatte nicht wie ein Kompliment geklungen.

»Wie heißt du überhaupt?«

»Metty. Und du?«

»Benedict«, sagte der Junge und hob selbstbewusst das Kinn. »Ich vermute mal, du hast auch Geburtstag. Deine Eltern müssen ziemlich reich sein, wenn sie jemanden wie Madame LeBeau bezahlen können. Mein Dad sagt, dass sie nur die Schicksale von Kindern von ganz berühmten oder mächtigen Leuten ausliest.«

Metty verzog das Gesicht und wünschte sich in diesem Moment noch weniger eine Vorzugsbehandlung.

»Wer sind deine Eltern denn?«, fragte Benedict. »Warten sie unten? Meine haben eine Konferenz ein paar Häuser weiter. Meine Mutter ist so wichtig, dass sie ständig – he, was tust du da? Du darfst da nicht rauf!«

»Sagt wer?« Metty war die Stufen zur Bühne schon zur Hälfte hinaufgestiegen. Mit einem kurzen Blick vergewisserte sie sich, dass nirgends ein Schild hing. Denn ihrer Erfahrung nach hingen dort, wo es gefährlich wurde, in der Regel große rote Verbotsschilder. Nachdem sie keins entdeckte, stieg sie die restlichen Stufen hinauf.

»Dafür kriegst du Ärger«, sagte Benedict anklagend.

»Glaub ich nicht. Und das wär ja sowieso mein Problem.«

»Aber du ziehst mich da mit rein!«

Metty verdrehte die Augen. Doch dann erstarrte sie und ein kalter Schauer überlief sie. Ihr war, als stehe der Tod persönlich hinter ihr, als spüre sie seinen Atem im Nacken. Sie bekam eine Gänsehaut. Von irgendwo hinter dem Vorhang hörte sie ein leises Zischen.

Einen Augenblick lang war sie wie gelähmt, hin- und hergerissen zwischen zwei Instinkten. Der erste befahl ihr, von der Bühne zu springen und aus dem Séance-Zimmer zurück in die Sicherheit des Flures zu rennen. Der zweite, dem sie schließlich folgte, wollte, dass sie den violetten Vorhang aufzog und das Monster dahinter bloßstellte.

Was zum Vorschein kam, war allerdings überhaupt nicht furchterregend. Auf der Bühne standen nur ein Lehnstuhl und ein Tisch mit einem Telefon aus Kupfer. Es war ein altertümlicher Telefonapparat wie aus dem Museum, mit einer Wählscheibe und einem Hörer an einem Spiralkabel. Als Metty

näher trat, wurde das Zischen lauter. Es bestand aus geisterhaft flüsternden Stimmen, begriff sie, die aus dem Mundstück des Telefons drangen. Und die Stimmen waren nicht das Einzige – aus dem Hörer tropfte außerdem lilafarbener Nebel und sammelte sich um den Sockel des Telefons.

»Bleib weg«, sagte Benedict von der Tür aus. »Das ist bestimmt verflucht.«

Metty tat so, als hätte sie ihn nicht gehört, und griff nach dem Hörer aus kühlem Metall. Sie hob ihn aus der Gabel und hielt ihn sich ans Ohr. Das zischelnde Flüstern wurde schärfer. Fast konnte sie einzelne Worte verstehen.

»Hallo, bist du taub? Fass das Telefon nicht an!«, rief Benedict. Er klang, als gehörte der blöde Apparat ihm. Der Junge überquerte sogar die Schwelle und ging einen Schritt ins Zimmer hinein. »Bist du völlig –«

»Ich wäre an deiner Stelle vorsichtig mit dem Telefon. Man weiß nie, wer am anderen Ende zuhört«, sagte da eine melodische Stimme hinter Metty. Sie war tief und so glatt wie Seide.

Vor Schreck ließ Metty den Hörer fallen und er legte sich mit einem leisen Klicken von selbst wieder auf die Gabel. Sie fuhr herum, um zu sehen, wer gesprochen hatte, obwohl sie schon eine ziemlich sichere Vermutung hatte. Madame LeBeau war aus einem Durchgang zwischen zwei Schränken getreten, den Metty komplett übersehen hatte.

Die Frau war in echt eine noch eindrucksvollere Erscheinung. Sie trug ein rotgold gefiedertes Gewand, das an einen aus der Asche aufsteigenden Phönix erinnerte, hatte dunkle Haut und die glänzenden schwarzen Haare fielen ihr bis auf die Hüften. Ihre wie Bernsteine leuchtenden Augen waren auf Metty gerichtet, die rot wurde und vom Telefon zurücktrat.

»Schön, dass ihr endlich da seid«, sagte Madame LeBeau

und stieg mit wehendem Gewand auf die Bühne. Die Schleppe ihres Rocks folgte ihr wie eine Spur aus goldener Farbe. An der linken Hand trug sie einen langen, karmesinroten Handschuh, aus dem ein rundes Stück ausgeschnitten war. Darin war ihr Schicksalstattoo zu sehen: ein starr blickendes rotes Auge.

»Ich habe doch geklopft«, sagte Benedict, der noch immer an der Tür stand, gekränkt.

»Ich habe darauf gewartet, dass ihr hereinkommt.«

»Ach so.« Der Junge senkte den Blick auf seine Schuhe.

Mit dem Anflug eines Lächelns setzte die Prophetin sich in den Lehnstuhl neben dem Telefon. Sie zog eine Schublade am Tischchen auf und nahm daraus zwei Gegenstände, die aus-sahen wie ein Stück leere Leinwand und ein gläserner Pinsel mit einem dünnen, spitz zulaufenden Stiel. Anschließend holte sie aus einer verborgenen Tasche ihres Kleides noch ein kleines Fläschchen hervor.

Fasziniert beobachtete Metty, wie Madame LeBeau das Fläschchen entkorkte und mit einer Pipette vorsichtig eine tiefblaue Tintenperle entnahm. Den Tropfen übertrug sie auf die Spitze des Pinsels, von wo die geheimnisvolle Flüssigkeit am Stiel entlanglief.

Es handelte sich nicht um gewöhnliche Tinte. Metty spürte am Kribbeln ihres Nackens, dass es sich um etwas ganz Besonderes mit großer magischer Kraft handeln musste. Um jene Tinte, von der sie in der Schule gehört hatte, die in geheimen Höhlen floss, im Herzen von Bergen verborgen war und sich in funkelnden unterirdischen Seen sammelte. Tinte, mit der man Züge unter London verschwinden lassen, Quallen an einer Zimmerdecke zum Leben erwecken und sogar eine ganze Stadt fliegen lassen konnte.

Einige Menschen verbrachten ihr ganzes Leben damit, nach

Beständen der Zaubertinte zu suchen, wie andere nach Öl oder Gold. Das Fläschchen von Madame LeBeau war zwar klein, aber nach Mettys Einschätzung dennoch ein Vermögen wert.

»Sparen wir uns den langweiligen Small Talk«, sagte Madame LeBeau. »Mein ausgezeichnetes Gespür sagt mir, dass einer von euch schon darauf brennt, anzufangen, und die andere ...«, ihr Blick wanderte zu Metty, die rot anlief, »... nur brennt. Also.« Sie legte die Leinwand auf ihren Schoß. »Dann beginnen wir doch.«

»Ich als Erster!«, rief Benedict und lief durch das Zimmer. Noch bevor Metty protestieren konnte, war er die Treppe zur Bühne hinaufgeeilt und stand vor der Prophetin. Madame LeBeau betrachtete ihn mit nachdenklichem Schweigen, dann seufzte sie.

»Also gut, Benedict Finch. Streck die Hand aus.«

Im Unterschied zu Metty schien Benedict genau zu wissen, was ihn erwartete. Er hielt der Dame seinen rechten Zeigefinger hin und verzog das Gesicht wie in Erwartung von etwas Unangenehmem.

Trotzdem holte er scharf Luft, als Madame LeBeau ihn mit dem spitzen Ende des Pinsels in die Fingerkuppe stach.

Ein Blutstropfen quoll hervor und es sah aus, als würde er gleich hinunterfallen. Stattdessen drang er in den Pinsel ein und lief, ähnlich dem Streifen in der Anzeige eines Thermometers, in einer dünnen roten Linie daran entlang. Dabei vermischte er sich mit der blauen Tinte zu einem Indigoblau. Im nächsten Moment hatte die Mischung aus Tinte und Blut die gläsernen Borsten erreicht.

Madame LeBeau betrachtete den Pinsel, nickte zufrieden und begann, etwas auf die Leinwand zu malen. Ihr Kopf kippte zurück und sie verdrehte die Augen wie in einer Art Trance.

Alarmiert wich Metty einen Schritt zurück, aber die Dame schien es nicht zu bemerken. Schwungvoll und ohne hinzusehen, strich sie mit dem Pinsel über die Leinwand. Metty war überrascht, wie viel Flüssigkeit der Pinsel enthielt. Schließlich hatte Madame LeBeau nur mit zwei Tropfen Tinte und Blut angefangen.

Benedict runzelte die Stirn und saugte an seinem Finger. Doch dann riss er ihn aus dem Mund, heulte vor Schmerzen auf und hielt sich den Handrücken.

Auf seiner Haut erschien ein dunkles Mal. Mit wachsender Beklemmung sah Metty zu, wie es größer wurde, und sie wünschte sich plötzlich, sie wäre als Erste dran gewesen und hätte die Prozedur schon hinter sich.

Madame LeBeau schien von Benedicts Qualen völlig unbeeindruckt. Vor sich hin summend fuhrwerkte sie mit dem Pinsel auf der Leinwand herum, bis sie zuletzt davon abließ und sich aufrichtete. Ihr Blick war wieder klar, die Leinwand leer.

»So, fertig.«

Benedicts Tortur schien beendet. Er blinzelte seine Tränen weg und starrte auf das Tattoo auf seiner Hand.

»Gold!«, rief er entzückt und hielt die Faust Madame LeBeau hin. »Das ist ein Sack voll Gold – ich erkenne es sofort! Mein Vater hat genau das Gleiche.«

Metty runzelte die Stirn. So eindeutig war das nicht zu erkennen. Das Tattoo zeigte eine Art Klecks mit einer komischen Beule oben. Für sie sah es eher aus wie ein Meteor als ein Sack voll Gold, aber sie behielt ihre Einschätzung für sich.

»Das heißt doch, ich werde reich und erfolgreich sein, oder?«, sagte Benedict. Er strahlte Madame LeBeau an, die nur träge mit den Schultern zuckte.

»Schicksale zu deuten, ist nicht im Service inbegriffen.«

Benedict sah sie verwirrt an. »Aber ... Sie haben es doch für mich ausgewählt. Deshalb macht man doch eine Vorzugsbestimmung.«

»Es ist ein wenig komplizierter«, sagte die Dame mit gelangweilter Stimme. Sie wandte sich Metty zu und winkte sie mit dem Finger zu sich. »Du bist dran, Meticulous Jones.«